

Die Radiopredigten

Auf Radio SRF 2 Kultur und Radio SRF Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert.
Es gilt das gesprochene Wort

Stefan Moll, ev.-meth.

4. August 2019

Fremd bleiben

5. Mose 26, 5-11

Traut man den Reden vom vergangenen Nationalfeiertag, ist die Schweiz schon fast das gelobte Land. Sie wird als die Heimat jedes Jahr gefeiert. Auch der Bibeltext aus dem letzten Teil der Thora besingt das Land, in dem Milch und Honig fliessen. Allerdings – und das ist wesentlicher Unterschied zum Pathos des 1. August – nicht im Rückblick. Das gelobte Land ist Zukunft. Es ist die Utopie, die Verheissung, aber nicht die Gegenwart. Die Gegenwart ist die Wüste. Und Wüstenzeiten können nicht einfach übersprungen werden. Gelobtes Land ist im besten Fall am Werden, ein unbestimmtes Aufleuchten am Horizont vielleicht.

Wir sehen uns gerne als die Einheimischen im eigenen Land. Doch der Schein trügt. Ich bin zwar auch Schweizer. Aber wie die meisten Einwohner im Land habe ich Migrationshintergrund. Meine Urgrosseltern waren Deutsche. Und die Familie meiner Frau hat Wurzeln in Dänemark und Estland. Die Migration scheint aus der Perspektive als Einheimische die Ausnahme zu sein, der Störfall, die Abweichung von der Regel. Aber das Gegenteil ist wahr: Die Migration ist der Normalfall. Das zeigen unsere Familiengeschichten und die Migrationsbewegungen weltweit. Es hat sie schon immer gegeben. So gesehen verschwimmen die Dinge. Es wird unklarer, was 'einheimisch' bedeutet. Und es ist nicht mehr so eindeutig, was Heimat ist. Diese Unsicherheit ist wichtig. Sie hilft uns, die Heimat nicht absolut zu setzen.

Für das Volk, das durch die Wüste zieht, erscheint das gelobte Land an einem fernen Horizont. Die Wanderschaft und die Wüstenzeiten sind nicht nur Teil der zwölf Stämme Israels, sie sind auch unsere Gegenwart. Das Volk in der

Wüste bereitet sich aber auf diese Zukunft im gelobten Land vor. Die Menschen stellen sich jetzt schon darauf ein, wie sie dort leben werden. Dabei hören sie vom Himmel her die Gebote und Lebensregeln, die in diesem Land zählen. Denn eines Tages werden sie dort ankommen. Aber das ist ein gefährlicher Moment. Dann entsteht nämlich der Eindruck, als seien sie in einer Heimat angekommen. Es ist das Gefühl, am Ziel zu sein, zum Ende gekommen zu sein. Die Menschen könnten meinen: «Wir haben es endlich geschafft, nun ist für uns alles bis in alle Ewigkeit hinein gesichert!» Darum schreibt die Thora fest, was wirklich zählt. Aber da steht nicht das, was ich erwarten würde. In den biblischen Geboten wird bestimmt, dass dieses Wüstenvolk sich auch im gelobten Land die Fremdheit bewahren soll. Sie sollen jedes Jahr vor Gott treten und laut sagen: «Ein wandernder Syrer war mein Vater, dem Untergang geweiht...» Sie werden dort vor Gott mit lauter Stimme sagen, wo Ihre Ursprünge liegen: in einer grossen Hungersnot! Sie alle wären gestorben, hätte Ägypten sie nicht als Brotflüchtlinge aufgenommen. Jetzt, im Nachhinein, dürfen sie das niemals vergessen. Sie benennen diese elende Zeit, und drücken damit aus, dass sie nur dank der Zuwendung und Grossherzigkeit anderer überlebt haben. Die Gefahr im gelobten Land ist nämlich, sich als jemand zu verstehen, der das Leben packt und alles sich selber verdankt. Die Realität aber ist: Ohne die Hilfe von Ägypten wären sie alle gestorben. Es ist das Bekenntnis, dass wir Menschen immer Angewiesene bleiben.

Später ist in Ägypten die Stimmung gegen die Migranten gekippt. Sie wurden schliesslich derart mies behandelt, dass sie erneut in Lebensgefahr geraten sind. Gott musste sie retten. Jetzt, im Rückblick, wird auch dieser Teil der eigenen Geschichte erinnert, auch wenn er schon lange zurückliegt. Denn in der eigenen Migrationsgeschichte entdecken diese Leute, dass Gott auf der Seite bedrängter Migranten steht.

Wenn dieses Volk später einmal in einem gelobten Land ankommt, wird es sich an eine erbärmliche Herkunft erinnern. Das biblische Gebot pocht darauf, dass das immer wieder ins Gedächtnis gerufen wird: Nicht immer fliesen Milch und Honig. Nicht immer sind goldene Zeiten. Denn es gibt in den persönlichen Geschichten und in den Geschichten ganzer Länder immer jene Zeiten, in denen nur das Eingreifen anderer vor dem Untergang retten. Wir Menschen bleiben Angewiesene: angewiesen auf die Eltern, auf Pflegerinnen, gute Nachbarn, auf Freundschaften, auf das Wohlwollen anderer Staaten, auf Gott. Das darf niemals vergessen gehen.

Wir verstehen das Leben in der Fremde als Ausnahme und als Elend, das es zu überwinden gilt. Und wir denken: Gott rettet aus Fremdheit – und führt

in einen sicheren, heimischen Hafen. Aber fremd sein ist der Normalfall, nicht die Ausnahme. Gott schafft nicht die ersehnte Heimat, sondern er behütet und führt sein Volk in der Fremde. Viele gehen davon aus, dass das Ziel ist, in einer Heimat anzukommen oder sie aufzubauen. Ich sehe das anders. Wir sollen lernen, fremder zu sein. Diese Fremdheit hilft uns, weder ein Land noch eine Lebenssituation als Heimat zu verklären oder sich ungebührlich in sie zu verlieben. Sie schafft Distanz zu jeder Form von Heimat, und wir können sie kritischer sehen. Fremd zu bleiben ist das Ziel, nicht die Heimat. Das ist gerade auch für die christliche Spiritualität wichtig. Sie führt uns in eine offene und weite Welt, nicht in einen vertrauten, aber abgeschlossenen Raum. Jesus Christus führt in die Fremde. Das Ziel ist, dass wir uns desintegrieren. Nicht das bei uns Übliche soll uns leiten, sondern das, was bei Gott zählt. Es gilt geradezu, sich von Heimat zu befreien, um zu dem vorzudringen, was Gott wichtig ist.

Leitende Werte bei Gott sind die Liebe, die Gastfreundschaft, die Barmherzigkeit, Grosszügigkeit. Oder die Stärkung jener, die bedrängt werden. Hingabe ist wichtiger als Abgrenzung, schenken wichtiger als besitzen. Unsere wichtigsten Freunde sollen die sein, welche die Gesellschaft 'randständig' nennt. Trost ist wichtiger als Recht haben, Freude und Gelassenheit sind wertvoller als gestresst durchs Leben zu jagen. Was vor Gott zählt, gehört nicht zwangsläufig zu dem Land, in dem wir wohnen. Im Gegenteil: Was vor Gott Bedeutung hat, ist oft fremd in dem, was wir Heimat nennen. Um in diese Welt von Jesus Christus zu gelangen, müssen wir uns desintegrieren. Fremd sein ist das Ziel.

Das gibt uns eine gewisse Distanz zu jeder Art von Beheimatung. Wir sind nicht in einem Heimatland, nicht in unserer Kirchgemeinde, nicht in unserer Heimatstadt, nicht in unserer Muttersprache, nicht in unseren Gewohnheiten oder Konventionen beheimatet. Sondern bei Jesus Christus. In seiner Liebe. Und das macht uns selbst im eigenen Land zu Fremden.

Darum sollen sich die Israeliten an die eigene Erbärmlichkeit erinnern. Sie sollen sich erinnern, wie ihre Vorfahren verloren waren in der Hungersnot, in einer Diktatur, in der Wüste. Sie sollen sich die eigene Erbärmlichkeit vor Augen halten. Darin aber wird etwas anderes sichtbar. Wer die eigene Erbärmlichkeit kennt, kann auch sehen, dass ihm Erbarmen wiederfährt: von Gott, von Freunden, durch die Familie, durch Fremde. Jetzt erst sehe auch ich das Erbarmen, das mir zuteil wird. In dem ich mich selber fremd halte und mir die eigene Erbärmlichkeit bewusst mache, verstehe ich auch Barmherzigkeit, die mir zuteil wird. Das ist, was am Schluss wirklich zählt.

Ich wünsche Ihnen noch einen gesegneten und guten Sonntag, an dem dieses kostbare Gut, das Erbarmen, sie tief innen berührt.

Stefan Moll
Seminarstrasse 21, 5400 Baden
stefan.moll@radiopredigt.ch

Auf Radio SRF 2 Kultur und auf Radio SRF Musikwelle um 10.00 Uhr (kath.) und um 10.15 Uhr (ref.)

ISSN 1420-0155, Herausgeber: Katholisches Medienzentrum, Reformierte Medien. Jahresabo per Kalenderjahr zu Fr. 45.-- als PDF-Datei. Einzel-Expl. im Kopie-Verfahren für Fr. 3.-- über Radiopredigt, Postfach 1914, 4001 Basel. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, jegliche Reproduktion sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten. Bestellungen und Elektron. Versand: Radiopredigt c/o Reformierte Medien, Pfingstweidstrasse 10, 8005 Zürich, mail: abo@radiopredigt.ch Produktion: Reformierte Medien, Zürich